

(Nachdruck verboten.)

Herrn Zickendrath's Pensionäre.

12] Roman von D. Eugen Thoffan.

Friße wußte von alledem nichts. Er ging ganz natb auf das Anerbieten ein, das ihm Frau Zickendrath stellte, ohne sonderliche Dankbarkeit zu zeigen. Es war ja schließlich sein Recht. Sein Onkel zahlte monatlich für ihn, und er war nicht verpflichtet, seinen Wirthen etwas zu schenken. Aber seit es entschieden war, daß er bleiben würde, ging er umher und zerbrach sich den Kopf, wie er ihnen zum Fest eine Freude machen könne.

Endlich hatte er es gefunden.

Herr Zickendrath hatte eine ausgesprochene Vorliebe für Fernwirkungen. Manni hörte noch jetzt aus alter Gewohnheit und weil er es liebte, auf den Pfiff, mit dem er sie seit der Kinderzeit herbeigerufen hatte. Die Schelle, mit der er zu Mittag läutete, und das Tschin, mit dem er aus seinem Schlafstuden-Fenster nach den Späßen im „großen Garten“ schob, ohne jemals einen zu treffen, waren ebenso viele Werkzeuge zur Befriedigung des Triebes, der seinem Wesen tief eingepflanzt war. Und Friße war auf den Gedanken gekommen, ein elektrisches Klingelwerk hinzuzufügen.

Er zog Manni ins Vertrauen, und sie ging mit Wonne darauf ein. So ein bißchen Heimlichkeit war ganz nach ihrem Sinn. Verschwiegene Handarbeiten, wie sie andere junge Mädchen vor Weihnachten anfertigen, gab's für sie nicht. So lange die Jungen da waren, fehlte es an Zeit dazu. Im übrigen kosten die Dinger auch Geld. Und sie hatte keins.

Friße allerdings auch nicht. Er mußte sich bei seiner Anlage mit dem Vorrath an Material einrichten, den er besaß. Seine eigene große Batterie gab er dazu her und stellte sie hinter der Kellertür neben der Treppe auf. Auch eine einzige Glocke nur stand ihm zur Verfügung. Aber die war groß und hatte einen gewaltigen durchdringenden Ton. Wenn man sie im Hausflur anbrachte, in der Nähe der Stiege, die nach oben führte, konnte man sie durch das ganze Grundstück hören. Was der Anlage erst den rechten Werth verleihen mußte, das war sein Reichthum an Draht, den er verwenden konnte. Draht besaß er in Unmenge, hundert Meter, die er einmal auf einer Auktion für ein Duderbei erstanden hatte.

Am Tag vor Weihnachten begann die Arbeit der Montirung, wie Friße sich ausdrückte, nachdem im Stillen Alles vorbereitet war. Manni war überall dabei, hielt die Leiter, wenn Friße darauf stand, reichte ihm Handwerkszeug und Material zu und kürzte die Zeit durch munteres Geplapper. Es kam ihnen sehr zu statten, daß Herr Zickendrath mit Beginn der Ferien eine alte Gewohnheit wieder aufgenommen hatte. Oben auf dem Spitzboden stand das Schlafsofa aus Karl's Kammer in einer Ecke, dicht unter das schiefe Dach gerückt. Da lag er und verschloß den ganzen Nachmittag. Währenddessen schufteten die Weiden wie die Heinkelmännchen. Verschwennderisch wurde die ganze Wohnung mit einem wahren Reg von Drähten überspannt. Von allen Ecken aus konnte man klingeln, von der Hausthüre aus, aus der Küche, aus dem Bohnzimmer, allenthalben waren Drücker angebracht. Und Friße versprach, eine ausführliche Klingelordnung aufzusetzen, die im Flur angeschlagen werden und aus der man ersehen sollte, wie viele verschiedene Zeichen mit der einen Glocke gegeben werden könnten. Wer von draußen kam, mußte dreimal kurz hintereinander drücken, Mutter Zickendrath in der Küche sollte sich durch ein einmaliges anhaltendes Alarm-signal bemerkbar machen, und so weiter.

Es versprach ein sehr lebhafter Betrieb zu werden.

Als das Werk gethan war, und die beiden Werkmeister sich durch eine nochmalige eingehende Besichtigung überzeugt hatten, daß es gut war, entstand eine kleine Pause. Da fahnte Friße plötzlich und hastig nach Manni's Arm, als ob er fürchte, sie ließe ihm weg.

Sie sah eritaunt zu ihm auf. Er hatte noch etwas auf dem Herzen, aber er brachte es nicht heraus. Der große lange Schlaf war verlegen. Ein göttliches Bild! Und Manni fing natürlich an zu lachen. Wenn ein Mann besungen ist, werden die Weiber allemal übermüthig.

„Ich . . . ich möchte noch etwas machen,“ stotterte er.

„Na, was denn?“

„Ich . . . in Ihrer Kammer.“

„Ja, was denn nur?“

„Das werden Sie ja sehen, wenn es fertig ist.“

„In meiner Kammer . . . Komisch! . . . Aber meiner wegen . . . Los!“

Das Kämmerchen lag nach hinten hinaus, neben der Küche, eine kleine, enge Halle. Sie öffnete die Thüre, und er nöthigte sie, vorauszugehen. Als sie grade auf der Schwelle stand, hielt er sie von hinten am Schürzengipfel fest und flüsterte:

„Ein Glühlicht über Ihr Bett.“

Sie lachte schon wieder.

„Wozu denn das?“

„Nu ja, wenn Sie schlafen gehen, dann brauchen Sie bloß auf den Knopf zu drücken . . . schwupp! ist es hell. Das ist doch nett . . . Oder wenn Sie Nachts einmal wach werden . . .“

„Thu ich nicht. Schlafe wie ein' Naß.“

„Wenn Sie, wenn Sie mal geträumt haben . . .“

„Ich träume nie.“

„Na . . . das kommt am Ende noch.“ Das letzte sagte er in der höchsten Noth. Er war mit seinem Latein am Rande. Jetzt wurde er traurig.

„Aber wenn Sie nicht wollen . . .“

Sie drehte sich schnell um. „Aber natürlich will ich. Reden Sie doch nicht so lange! Da muß man ja immer wieder etwas drauf sagen.“

„Ja? . . . Einen Augenblick! Ich hole den Krepel von oben. Ich habe alles schon zugerichtet.“

Und er raste die Treppe hinauf. Unter seinem Bette stand ein besonderer kleiner Kasten, den er selbst vor Emil's Augen gehütet hatte. Und Emil wußte sonst Alles. Eine eigene kleine Batterie, aus zwei Sardinienbüchsen hergestellt, eigens angeschaffte rosa überponnene Drähte, eine Birne aus rosenroth angehauchtem Glas und was sonst noch dazu gehörte, das Alles barg die Geheimkiste. Er holte sie aus ihrem Versteck und sprang mit ihr wieder treppab.

Unten war währenddessen Manni verlegen gewesen. Es ist zu dumm, wenn man so allein gelassen wird und sich eine Sache überlegen muß. Der lange Mensch in ihrer Kammer . . . das ging eigentlich nicht. Sie konnte sich zwar keine genaue Rechenschaft darüber geben, weshalb es nicht ging; aber genirlich war's. Und wenn der Vater dazu kam, gab's sicherlich Radau. Zu ärgerlich! Was ihn nur auf die dumme Idee mit dem Glühlicht gebracht hatte? Ordentlich böse konnte man man ihm deshalb sein.

Und als Friße mit seiner Kiste eintrat, erhielt er einen so vorwurfsvollen Blick, daß ihm gleich wieder das Herz in die Schuhe fiel. So standen sie sich eine Minute in bitterböser Befangenheit gegenüber, bis ihm zum Glück die Leiter einfiel.

Natürlich, das war's! Die hatte ihnen gefehlt. Die alte, gute, brave, herzige Leiter, die sich so zur rechten Zeit in ihren Gedanken einstellte und aller Verlegenheit ein schnelles Ende machte. Sie brachte wieder Leben in die Bude. Manni mußte selbstverständlich mit hinaus und die Leiter anlassen. Sie wurde zu Häupten des Bettes aufgebaut, und Friße stieg hinauf. Dann war Manni's Unterstützung unbedingt erforderlich. Sie mußte sich einen Stuhl an die andere Seite rücken und darauf stellen. Und dann klopfen sie und bofselten an der Wand herum.

Mit einem Male fiel der Hammer herunter, auf ihr weißes Kissen.

„Oh!“ machte Friße, tödtlich erschrocken, als ob er ihr selbst weh gethan hätte. Schnell kletterte er ein paar Sprossen herab und griff nach dem Hammer. Sie hatte sich auch schon danach niederbeugt — und planz! trafen die beiden Köpfe zusammen. Das war ein wahres Glück. Denn damit war eine Erklärung für ihre beiderseitigen stark gerötheten Gesichter geschaffen. Und außerdem konnte man einmal lachen.

Friße aber war zu taperig. Kaum hatte er den Hals aus einer Schlinge gezogen, als er ihn ganz unbewußter dämlicher Weise sofort wieder in eine andere steckte. Der Hammer hatte nämlich eine tiefe runde Kuhle auf dem Kissen

gebildet. Und Frize sagte lächelnd, auf die Vertiefung deutend:

„Gerade als ob Ihr Kopf dagelegen hätte!“

So 'ne blödsinnige Bemerkung! In dieser Situation! Er hätte sich selbst ohrfeigen mögen, als sie heraus war. Und Manni machte ein Gesicht wie eine in ihren heiligsten Gefühlen Betroffene. Wenn sie sich nur überhaupt nicht auf diese verwünschte Montirerei in ihrer Kammer eingelassen hätte!

Frize überflog das ganze Gemach, mit gierigen Blicken nach einem anderen Gesprächsstoff suchend. Und fand keinen. Es war aber auch wirklich zu wenig drin, und nichts Besonderes, Auffallendes, über das man eine halbwegs vernünftige Bemerkung hätte machen können. Außer dem schmalen Bettchen nur noch ein Waschtischchen, dem sie mit ein paar bunten Kattunresten eine entfernte Ähnlichkeit mit einer „Toilette“ verliehen hatte, eine Garderobe in der Ecke mit einem Vorhang von demselben Kattun und ein Stuhl, das war die ganze Ausstattung.

„Es ist überhaupt sehr nett hier bei Ihnen,“ ließ er sich endlich vernehmen.

„Ach Gott!“ sagte sie.

Er aber meinte es aufrichtig. „Wirklich; ich habe es mir immer so gewünscht, eine Schwester zu haben. Das muß prachtvoll sein.“

Sie war geneigt, sich versöhnen zu lassen.

„Meinen Sie? Mein Bruder Karl findet das nicht. Der räsontirt bloß immer.“

Er sah sie ungläubig an.

„Das sagt er bloß so. Ich könnte mir nichts Schöneres denken. Ach ja! Ich habe in meinem Leben noch niemanden gehabt, der mir gehört hätte. Meine Eltern sind gestorben, als ich noch ganz klein war. Und da bin ich denn so bei fremden Leuten aufgewachsen. Das heißt, Verwandte waren's ja, aber Verwandte — wissen Sie, was man so Verwandte nennt, so Onkels und Tanten, ich habe nichts dafür übrig. Da war's eigentlich noch hübscher, als ich hierher auf die Schule kam und bei wirklich fremden Leuten untergebracht wurde. Fünf und ein halbes Jahr hab ich in der Wallgasse gewohnt. Fleischerleute waren's und sie meinten es so weit ganz gut mit mir. Zu essen gab's auch genug, aber es schmeckte nicht. Das können Sie glauben: niemand versteht sich schlechter drauf, Fleisch zuzubereiten, als Fleischerleute. Halb roh haben wir alles runtergeschluckt. Aber sonst war's sehr nett. Bloss ein bischen sehr rumpelig war die alte Bude; wissen Sie, so eine Giraffe vor einem Haus, zwei Fenster Front und vier Stockwerke. Ich wohnte unter dem Dach, rechts neben mir der Geselle und links Minna. Das war das Dienstmädel nämlich. Die schnarchte fürchterlich. Mich störte es nicht. Aber die Gesellen, die wechselten öfters. Und viele konnten das Schnarchen nicht vertragen. Da gab's Szenen da oben! Denn Minna ließ sich nichts gefallen. Sie war schon zehn Jahr im Haus, eine alte Schraube. Aber gut! Ich mochte sie gern leiden, obgleich sie sadgrob sein konnte und fürchterliche Ausdrücke am Leibe hatte. Schrecklich! So was dürften Sie nicht hören. . . Wie? . . . Na, ja, sein war's da oben nicht. Dachkammern! Und dann noch es immer so vom Schlachthaus herauf. Aber im Allgemeinen war's doch ganz hübsch da. Man war wenigstens sein eigener Herr. Bis es zuletzt nicht mehr ging. Ich mußte ausziehen.“

„Was war vorgekommen?“ fragte Manni ungeduldig, als er Schluß machen wollte.

„Na, ja! . . . eine dumme Geschichte. Ein neuer Geselle . . . und eines Abends, ich weiß nicht, was er wollte . . . und . . . da hat ihn Minna geschubbt, oder wie es war . . . und . . . kurz und gut, er fiel die Treppe hinunter und brach ein Bein. Ein Lehrer von uns, der nicht weit davon wohnte, erfuhr es . . . und da mußte ich raus. Der Direktor machte einen fürchterlichen Krach . . . aber ich konnte doch nichts dafür, nicht wahr? Es wäre ja 'ne wahre Mördergrube, oder was er sagte. Das war natürlich dummes Zeug. Es war das einzige Mal, daß einer ein Bein gebrochen hatte, so lange ich da wohnte. Aber es half mir nichts. Ich mußte raus . . . ein halbes Jahr vor dem Examen noch einmal umziehen. Aber nun bin ich froh, daß es so gekommen ist. Sonst hätte ich Sie doch nicht kennen gelernt.“

Sie hörte gar nicht auf die Schmeichelei, die er mit listigem Zwinkern vorbrachte. Sie war ganz erfüllt von dem Bilde, das er vor ihr entrollt hatte.

„Das ist ja schrecklich!“ sagte sie endlich mit gepreßter Stimme und großen entsetzten Augen.

(Fortsetzung folgt.)

„Paul Lange und Tora Parsberg.“

(Schauspiel von Björnsterne Björnson. Erste Aufführung am 15. Januar in der „Neuen Freien Volksbühne“.)

Die jüngsten Dramen Björnson's gleichen Lebensbilanzen, wie sie das forschende Alter zu ziehen pflegt. Erst vor ein paar Monaten ist des Dichters neueste Arbeit: „Paul Lange und Tora Parsberg“ erschienen. Die erste Aufführung auf öffentlicher Bühne in Deutschland steht in München bevor. Hier haben wir es mit einem Versuch am Ostend-Theater zu thun.

Dramatische Belebnisse, die weitmühspinnende Lebenserfahrungen in sich einschließen, bringen für die Dichter zweierlei Gefahren mit sich. Vorausgesetzt, daß diese Belebnisse für die Bühne bestimmt sind. Sinnlos sprengen sie gern den engen Bühnenrahmen, dann ist es ungemein schwierig, Alles in künstlerisches Leben zu übersetzen. Es bleiben todte Stellen übrig, die mehr tendenziös-spekulativ, als anschaulich geworden sind. „Paul Lange und Tora Parsberg“ umfaßt nicht so viel und greift auch kein so tief wurzelndes Problem auf, als Björnson's Dramenfolge „Ueber die Kraft“.

Aus politischen Stimmungen und Vermittlungen ist das Drama „Paul Lange“ geboren; die weitere Welt sozialer Gegenätze erfüllt die Dramen „Ueber die Kraft“. Ihr Inhalt erschüttert mehr, als der Fall eines Politikers, der sich ebenfalls über seine Kraft vermißt. Ans Hamlet-Problem streift die neueste Dichtung Björnson's. Man denkt bei Paul Lange mit seinem überzärtlichen Gewissen an eine Hamlet-Natur, die wie ein Herkules einen Augiasstall säubern sollte.

Ich bin nicht der Ansicht, daß die Politik für das Theater unergiebig und dürr sein müsse. Die Politik nämlich, von der es bei Björnson heißt, „daß sie vor gejunger Brunnst brüllen sollte, wie ein Stier“. Im „Demetrius“-Fragment Schiller's haben wir einen glanzvollen Beweis, welche grandiosen Wirkungen sich aus politischen Vorgängen ergeben, und das sentimentalische Liebespaar Rag und Thella bedeutet für Werth und Wesen der Wallenstein-Dichtung wirklich wenig. Wenn wir uns ernstlich fragen wollen: was macht junges Liebesleben in vielverwickelten Menschen-dasein aus, wenn man es mit der Vorherrschaft vergleicht, die es auf unserem Theater ausübt, das aber im schlummernden Sinn verweiblicht und verweidlicht ist.

Björnson ist selbst politischer Agitator aus Temperament. Zugleich aber hat er die verfeinerte Seele des Poeten; politische Verstimmungen, der Ekel vor dem Schmutz in der Politik verwunden den Reizbaren tiefer, als den Dickschäpigen. Mit einer wehmüthigen Frage schließt Björnson's politische Tragödie. Wann wird die Zeit nahen, so ungefähr fragt Tora Parsberg, da die Guten nicht mehr Märtyrer sein, sondern herrschen werden? Paul Lange ist aber streng genommen, nicht Märtyrer seiner Güte, sondern das Opfer einer Halbheit. Wer ein Volksherr sein will, darf nicht immer ängstlich um sich horchen, ob man ihm zulauche, ob nicht. Ist er demagogisch bedacht, umschmeichelt er seine Leute, so kann er außerordentlich populär, ein allbeliebter Mann der Partei werden; aber ein Führer, der die Richtung weist, und die Dinge vorwärts treibt, wird er nicht, wenn er ohne Eigenkraft nicht stehen und nicht trotzig aus-halten kann, sollte er einmal verkannt werden.

Paul Lange ist Minister in einem wirklich konstitutionellen Lande, das heißt, er steht zu den freisinnigen Richtungen, aus denen er hervorgegangen war. Das Verhältnis zu seinen Freunden möchte er treu bewahren. Aber veränderte Aufgaben, veränderte Verhältnisse müssen auch seine Erkenntniß, seine Erfahrung neu bestimmen. Es läme nun darauf an, daß er sich selber treu bliebe, allen parlamentarischen und außerparlamentarischen Gassenbuben zum Troß. Das reicht über seine Kraft; seine gute Pächlichkeit-natur, vielleicht auch ein wenig seine ästhetische Scheu vor dem Schmutz, das ist nicht der Stoff, aus dem man führende Mächte schafft. Björnson erläutert die Schwäche durch den Druck und die Noth, unter der Lange aufwuchs. Das impfte ihm die Scheu, die ewig lauernde Furcht ein. Im Drama haben freilich solche Erläuterungen, die man eben gläubig hinnehmen muß, keinen voll anschaulichen Werth. Der Hörer weiß, wie Paul Lange über Handwerkspolitik denkt. Er ist gewiß nicht antipolitisch, wie der joviale Spätmacher, der Kammerherr im Stück, der alle Politiker ins Meer versenken möchte, wobei freilich „die Fische krepieren könnten“. Aber Paul Lange scheidet das Kleinliche vom Großen. Sein Intellekt und sein Willensvermögen, seine Erkenntniß und sein peinlich verschämtes Gewissen gerathen in unheilvollen Widerspruch. Er weiß, was die Phrase für die Gedankenträgheit bedeutet; als im zweiten Akt einige Storchings-Abgeordnete beis-einander sind, hat er ja eine prächtige Auslese vor sich von Reid-hämmeln und Gernegroßen, von Geschäftspolitikern und Wieder-käuern. Und doch hat er die Geduld der Kraft nicht, diesen Leuten gegenüber auszuharren und zum Schluß Recht zu behalten.

Paul Lange hatte sich das Versprechen abnehmen lassen, für „den Alten“, den Ministerpräsidenten, in der Kammer, deren Fortschrittspartei ein Mißtrauensvotum eingebracht hat, nicht einzutreten. Er bricht sein Versprechen, um vergangener Verdienste des Alten, um der gegenwärtigen Lage, um des allmähigen Fortschreitens willen; außerdem widert ihn die „giftige Menschenjagd“ an. Dazu kommt das Verlöbniß mit der reichen, angesehenen Patrizierin Tora Parsberg, und Paul

Lange wird von der öffentlichen Meinung zum Verräther und „Freier“, das heißt Streber in unserem Sinne, gestempelt. Das ist zu viel für ihn, waidwund geht er zu Grunde. Vergebens hat ihn die Stärkere, die Freie, Lora Parsberg, aufrecht zu erhalten gesucht.

Das ist die politische Tragödie nicht des Märtyrers der Güte, sondern des Mannes, der in sich selbst brüchig war. So wie Björnson selber für den Fall des Scheinverraths seines Gelben beim Hörer Gläubigkeit voraussetzt, so verlangt Paul Lange ungerechtfertigte Gläubigkeit von seinen Parteifreunden. Man darf vom Alltag nicht Feiertäglichkeit verlangen und von politischen Handwerkern keine große politische Kunst. Vielleicht liegt es an der Verstimmung des Dichters, daß das eigentliche politische Drama durch die Schilderung der gemein-widerwärtigen Erscheinungen der Tagespolitik fast überwuchert wird.

Das Publikum folgte den beiden ersten Akten mit lebhaftem Interesse und der Regisseur, Herr Cord Sachmann, durfte für den Dichter danken. Im Schlußakt mit seinen rednerischen Spekulationen und Erläuterungsverfuchen erlahmte die Theilnahme sowie das Leben des Dramas selber. Ueber die Darstellung zu sprechen, wird mir schwer. Herr Casar Bed aus Wiesbaden und ein Fräulein Erwin vom Berliner Theater spielten die Titelrollen. Sie deuteten im Ganzen richtig an, worauf es ankam, die Dame wohl lebendiger, als Herr Bed, der den Paul Lange gleich von Anfang an zu sehr auf den niedergebeugten Weltpolitiker hinausspielte. Andeutung, nicht Durchführung ist das Besen all dieser Vorstellungen mit zusammengewürfeltem Personal. Darum braucht man keine gröbliche Charge zu gestatten, wie sie einem Herrn aus Oldenburg in der Rolle des Kammerherrn beliebte. Das ist ein zynischer Spötter, aber nicht etwa ein grober Seebar. — ff.

Kleines Feuilleton.

— **Fraucngemeinden.** Wie Ofenbrüggen in seinem Buche „Die Schweizer“ mittheilt, steht im Kanton Zürich nach einer älteren Uebung die Wahl der Hebammen entweder der Frauengemeinde oder dem Gemeinderath zu. Solche Frauengemeinden haben sich auf dem Lande erhalten. Nach Ofenbrüggen ist die Frauengemeinde acht Tage vorher anzufagen. Früher leitete der Bezirksarzt die Versammlung, darauf der Gemeinbepräsident. Durch geheime Abstimmung wird aus den Kandidatinnen die „wägsle“ zum Amt der weisen Frau gewählt. Wie weit der Brauch im Kanton Zürich noch besteht, ist uns nicht bekannt. Dagegen steht uns, so wird der „Frankfurter Zeitung“ aus Bern geschrieben, aus der Knabenzeit aus einem Dorf des östlichen Theils des Kantons Zürich, das Weiland genannt, eine solche Hebammengemeinde lebhaft in Erinnerung. Die verheiratheten Frauen waren sämmtlich auf dem Gemeindehaus versammelt. Die Gemeinde, noch heute im Besitze eines Rebberges, hatte eigenen Wein im Keller, von dem die Gemeinderäthe nach beendigter Sitzung öfter tranken, wie denn auch alljährlich Bürgertränke veranstaltet wurden, zu denen jeder männliche Dorfangehörige vom 16. Altersjahr an Zutritt hatte. Als die Frauen die neue Hebamme erkürt hatten, gingen sie nicht heim zu Männern und Kindern, sondern verharren auf dem Gemeindehaus, wo nun dem Herkommen gemäß manche Maß vom besten rothen Gemeinewein aufgestellt wurde. Gar lebhaft ging es zu, eine Anzahl Frauen blieb beim Glas über die Zeit sitzen, so daß ihre beunruhigten Gatten sich aufmachten, sie abzuholen, und sie dann mit ihren Genossinnen selbst theil an Trunk und Geplauder nahmen. —

— **Skelette von Laubblättern** kann man, wie längst bekannt ist, dadurch erhalten, daß man die Blätter in stehendem Wasser legt, das Moos, Algen und andere Wasserpflanzen enthält. Nach einigen Monaten sind dann alle weichen Theile des Blattes verschwunden und nur die Blattnerben übrig geblieben. Man hat angenommen, daß diese Veränderung auf der Thätigkeit von Bakterien und Pilzen beruhe. Jedoch lehren Versuche, die Albert F. Woods soeben in der „Science“ veröffentlicht hat, daß die Skelettrungsarbeit vorzugsweise von mikroskopischen Wasserthieren geleistet wird, nämlich von Muscheltreibern, jenen kleinen, von einer zweiflappigen Schale umhüllten Kressbthieren, die man fast in jeder einem Reich entnommenen Wasserprobe findet. Die von Woods bei Aquariumsversuchen beobachteten Thierchen gehörten zur Gattung Cypridiopsis. Ihre Schale ist 1/2 bis 1 Millimeter lang und halb so breit und hoch; die Freßwerkzeuge sind kräftig und zum Kagen gut geeignet. Bei der Untersuchung des Darmkanals wurden zahlreiche Blattreste in halbverdautem Zustande gefunden. Hiernach konnten wenig Zweifel über die Thätigkeit der Thierchen bestehen. Ueberzeugend war aber folgender Versuch: Es wurde neben dem Aquarium, in dem sich die Muscheltreibe befanden, noch ein zweites aufgestellt, das Verwesung erregende Pilze und Bakterien, aber keine Cypridiopsis enthielt. In jedes Aquarium wurde eine Anzahl Blätter verschiedener Bäume gelegt. In dem zweiten Aquarium (ohne Muscheltreibe) schritt der Verwesungsvorgang rasch vor, aber nach 1 1/2 Monaten war kein Anzeichen von Skelettrung an den Blättern zu erkennen. In dem Aquarium mit Cypridiopsis dagegen begann die Arbeit fast sogleich. An den von einer Fleckenkrankheit befallenen Blättern wurden die todtten Flecke in 24 Stunden skelettiert; in vier Wochen war das ganze Blatt

vollbracht. Nachdem die weiche Blattmasse völlig entfernt ist, beginnen die Thierchen, wenn sie hungrig sind, auch die feineren Nerven anzufressen; man thut daher gut, die Blätter nicht länger als nöthig im Wasser liegen zu lassen. Wenn man sie dann zwischen Löschpapier schwach preßt, so erhält man sehr schöne Blatt-skelette. —

Theater.

Im Berliner Theater ist am Sonnabend ein neues Drama aus dem Dänischen, „Die Familie Jensen“ von Hoyer (Deutsch von Jonas), aufgeführt worden. Herr Hoyer ist ein Bühnenpraktikus, kein Poet. Ein Philippi, gleichsam, von etwas besserem Schlag. Mit der naturalistischen Geberde übt er allen romantischen Spul. — In der verrotteten Familie Jensen, die lumpenproletarische Züge aufweist, läßt man die Tochter Katinka zur Dirne werden, aber zur Dirne im Stil der großen, romantischen Spannung. Sie ist die soziale Rächerin! Sie wird die Königin des Fingeltangels, ein journalistischer Chroniqueur vergleicht sie mit der Göttin der Wollust, der semitischen Astarte, der opferheischenden. Furchtbare Opfer werden ihr gebracht; wie ein Vampyr wird die „Fingeltangeuse“ dargestellt; und das Fingeltangel erscheint in satanischer Verklärung als Tempel der fürchterlichen Astarte. Die übertriebene Pathetik dieser Szenen deckt deutlich die Herkunft des Drama's von der falschen Romantik auf; und das trotz der Schärfe im naturalistischen ersten Theil des Drama's, worin die Familienmisiere geschildert ist. — Frau Prash-Grevenberg brauchte ihre Fingeltangel-Paza nur „finsterner, dämonischer“ zu schminken, und das „Geschäft war richtig“. Das Publikum war von Schauer und Spannung erfasst und applaudirte aus voller Kraft. — ff.

Musik.

Als im Winter 1884/85 zu Paris Lamoureux Richard Wagner's „Tristan und Isolde“ einstudirte, wurde als sein Helfer Alexis Emanuel Chabrier genannt. Bald darauf trat dieser mit einigen eigenen Opern hervor. 1886 wurde seine „Gwendoline“ in Brüssel, 1887 sein „Le roi malgré lui“ in Paris zum ersten Male aufgeführt. In Deutschland fand dann die erstgenannte Oper einen theilweisen Eingang und Erfolg; von Berlin blieb sie unseres Wissens fern. Im Konzertsaal sind hie und da seine „Spanische Rayodie“ (vergl. Bericht vom 28. v. M.), seine „Suite pastorale“ und das Vorspiel zum zweiten Akt der „Gwendoline“ zu hören. Sein letztes Werk blieb ein Bruchstück: der Tod ließ ihn nicht über den ersten Akt hinauskommen. Dieses Werk: „Die Braut von Korinth (Vrizeis)“ (Drama in drei Akten von Ephraim Wilschael und Catusle Mendès. Deutsch von Emma Klingenfeld. Musik von Emanuel Chabrier. Paris. Enoch u. Cie. Henry Vitoff's Verlag Braunschweig) wurde am 14. d. M. in unserem Opernhaus als Einakter-Fragment mit ziemlich freudlichem Erfolg aufgeführt.

Inhalt: Ungefähr 100 Jahre nach dem Auftreten Christi lebt bei Korinth ein Brautpaar, Gylas und Vrizeis. Sie haben sich Treue geschworen („Hohe Kypris, bei Dir u. s. w.“); aber die Mutter der Braut, eine Ekkatische, gewinnt ihre Tochter für das Christenthum. Vrizeis will sowohl ihrer Mutter wie ihrem Geliebten das Versprechen halten; sie nimmt den Schleier, erdolcht sich und erscheint ihrem Gylas, wie sie es ihm geschworen: „... Dann aus der eisigen Gruft kommt Vrizeis, die bleiche, Daß sie lächelnd Dich wiedersehst.“ Sie zieht ihn zu sich ins Grab. Schließlich findet die Mutter in der wiedergeöffneten Gruft die Weiden, sich noch im Tode umschlungen haltend.

Die Musik, wie sie uns zur Exposition dieser Handlung vorliegt, zu beurtheilen, ist nicht leicht, speziell wegen mangelnder Weiterführung, dann aber auch wegen des immer wiederkehrenden allgemeinen Uebelstandes, das über eine reichhaltige Komposition, ohne irgend eine Vorlage zu ihrem Studium, auf einmaliges Hören hin ein Urtheil abgegeben werden soll. Gerade hier macht das Gehörte gespannt sowohl auf seine Wiedervertwerthung in den späteren Akten, die es erst zur rechten Geltung bringen soll, als auch auf seine nähere Belanntschaft durch gemächliche Einsicht in die Partitur oder wenigstens in den Klavierauszug. Denn so weit sich aus dem Vorgeführten vermuthungsweise ein Bild des Ganzen gewinnen läßt, handelt es sich um ein höchst einheitliches Werk und um eine reiche Welt streng zusammenhängender Einzelheiten. Die schon erwähnten, musikalisch besonders schönen Stellen sollen eben bei ihrer Wiederkehr mit neuer dramatischer Gewalt wirken; desgleichen wohl die melodiose, fast heilsameartige Stelle der verdühten Mutter: „Daß am Tage der Erntefeier dort in der Herrlichkeit“ u. s. w., die schon im ersten Akt durch ihre Wiederholungen immer eindringlicher wirkt. Im Uebrigen ist die Musik, im Gegensatz zu der neulich gehörten neu-italienischen Orchestermusik, zunächst Gesangsmusik, zwischen neu-italienischer Dellamation und Melodienfreude eine sympathische Mitte haltend, und ist auch Stimmungsmusik, wo zu u. A. schon die vorwiegend sehr hohe Lage der Rollen des Brautpaares beiträgt. An Charakterisirung, insbesondere in den zahlreichen langen melodramatischen Episoden, und an Bemühen, dem durchaus idealistischen oder symbolistischen, nach Natürlichkeit und Wahrscheinlichkeit nicht viel fragenden, zugleich durch effektvolle Bühnenbilder wirkenden Text gerecht zu werden, fehlt es ebenfalls nicht.

Die Aufführung zeigte vor Allem das gleiche Bemühen; zumal die „Stimmung“ kam durch sorgfältige Szenerie gut heraus. Immerhin wäre es nicht nöthig, durch das ewige steife Erheben der Arme

„Kassisch“ zu wirken, und jedenfalls könnte manches deutlicher zu Gehör dringen — die prächtige Leistung des Orchesters unter Strauß steht vielleicht zu sehr im Vordergrund. Frau Goetze als Mutter Themasio dürfte zunächst zu nennen sein, dann etwa Herr Knüpper als der alte Diener Stratolles, der Repräsentant des bedrängten Glaubens an die alten Götter; auch Herr Hoffmann wirkte in der Christusartigen Rolle des „Katechisten“ eindrucksvoll. Herr Grünig und Fr. Hiedler hatten als Brautpaar undankbar-schwierige Rollen; wenn hinter ihren tüchtigen Gesangsleistungen die schauspielerischen zurückblieben, so mag daran nicht nur der ziemlich passive Charakter dieser Figuren, sondern auch ein gut Stück klassicistische Operntradition mitschuld sein. —

Psychologisches.

o. Nervöse Ermüdung bei Bergbesteigungen. Das Bergsteigen ruft ebenso wie das Radsahren, das Betradern, wie große Anstrengungen durch körperliche und geistige Arbeit eine „Ermüdung“ des Nervensystems hervor. In diesem Zustand hat der Mensch eine Summe von vagen Empfindungen, die sich schwer definieren und noch weniger abschätzen lassen. Die Folgeerscheinungen der nervösen Ermüdung, wie sie bei Bergbesteigungen auftreten, behandelt der italienische Forscher Angelo Mosso in seinem vor Kurzem in deutscher Ausgabe erschienenen Buche „Der Mensch auf den Hochalpen“. Er erzählt, daß die Reisenden wie die Führer, wenn an stürmischen Tagen der Aufstieg sehr ermüdend war, in einem so erregten Zustande zu ihrem Ziele gelangten, daß sie berauscht zu sein schienen. Sie sprachen laut und aufgeregter. Andere, die auf's Neueste erschöpft in die Hütte eintraten, setzten sich hin und erwarteten erst nach Verlauf einiger Minuten, nachdem ihnen die erste Hilfe gereicht war, wie aus einem Traume. Einer sagte auch beim Eintritt, er könne nicht gut sehen, und bat Mosso, er möchte seine Augen untersuchen, da er befürchtete, daß der Frost auf sein Augenlicht schädlich gewirkt hätte. Er hatte von dem stürmischen Wetter schwer gelitten. Ein Kollege des Forschers, sonst ein ernst angelegter Mensch, schoß Burzelbäume, warf sich dann mit ausgebreiteten Armen auf den Rücken und lachte und schwatze, als ob er betrunken wäre. Auf dem Gipfel des Monte Rosa wurden von Lemercier zwei Engländer getroffen, die luteend mit lauter Stimme „God save the Queen“ sangen. Bei fortschreitender Ermüdung tritt eine vollständige Gleichgültigkeit ein, die sich bis zur Verachtung des Lebens steigern kann. Mosso bat einmal die Führer insändig, ihn doch auf dem Schnee liegen zu lassen; daß sie es nicht thaten, erschien ihm als eine große Grausamkeit. Er empfand nicht die Spur einer Todesangst.

Dieser Zustand gerade ist einer der hauptsächlichsten Faktoren bei Unfällen in den Alpen. Eine weitere Folge der Ermüdung ist die Unvorsichtigkeit. Gegen Abend sondern die voranschreitenden Führer den Boden nicht mit der gleichen Vorsicht wie am Morgen; obwohl der Abstieg gefährlicher ist wie der Aufstieg, wird bei ihm viel weniger darauf geachtet, daß das Seil mit der nötigen Vorsicht gespannt gehalten wird; häufig sind Unglücksfälle an relativ leicht übersichtbaren Stellen, wenn kurz vorher eine schwierige zu überwinden war. Auch das Gedächtniß kann bei Bergbesteigungen leiden. Ein Professor der Botanik vergaß beim Aufstieg allmählig die Namen der Pflanzen und erinnerte sich derselben erst wieder, als er abstieg. Auch die Empfindlichkeit in den Händen wird herabgesetzt, und zwar nicht nur in Folge der Kälte. Der Muskel-sinn erleidet Veränderungen: der schwerfällige Gang, der ermüdeten Personen eigentümlich ist, wird dadurch erklärt, daß die Anebenheiten des Bodens nicht mehr gut mit den Fußsohlen empfunden werden. Die Abstumpfung der Nerven kann sich schließlich auf alle sensiblen Nerven erstrecken. Selbst das Auge kann nicht mehr die Formen der einzelnen Gegenstände gut unterscheiden und die Entfernungen genau abschätzen; die Lichtempfindlichkeit vermindert sich. Weiße Gegenstände schienen Mosso näher, dunkle entfernter zu sein. Auch die Fähigkeit, ein Relief zu erkennen, ist in diesem Zustande verändert. Eine Schneefläche, ein weißer Stein oder eine etwas dunkle Felsfläche nehmen eine Erhabenheit an, die sie in Wirklichkeit nicht besitzen. Hochgradige Ermüdung kann den Tod herbeiführen. Auf den Alpen sind die Folgen der Erschöpfung noch mehr zu bestrachten, als in der Ebene, weil sich dort die Wirkung der verdünnten Luft hinzugesellt und außerdem leicht ein Unwetter eintreten kann. Meist tritt der Tod in diesen Fällen infolge einer Lähmung des Herzens ein, wie ja überhaupt Gemüthsbewegungen die Herzthätigkeit stark zu schwächen vermögen. Mosso glaubt, die physiologische Grundlage der Ermüdungserscheinungen in Temperaturveränderungen des Gehirns gefunden zu haben. Einer der wesentlichsten Faktoren aber, der gerade bei der nervösen Ermüdung bei Bergbesteigungen in Frage kommt, ist die fortgesetzt angepannte Aufmerksamkeit; die den Kräfteverbrauch des Gehirns außerordentlich steigert. Wer bei Bergbesteigungen vorangeht, ermüdet mehr und schneller als die Folgenden; ebenso haben diejenigen, die den Montblanc und Monte Rosa zuerst bestiegen, sehr vielmehr gelitten als die späteren. Dazu kommt die beständige Gemüths-bewegung durch die Furcht vor Unfällen, Anderer sowohl wie eigener. Mosso erzählt, wie er mit mehreren Begleitern einmal beim Ueberschreiten eines Gletschers die Richtung verloren hatte. Ein Aueschöckener ging allein voran, um die Gletscherspalten zu erforschen. Als sie einige Minuten gegangen waren, verließen den

einen der Zurückbleibenden plötzlich die Kräfte: dieser Zustand war durch die Ermüdung veranlaßt, die der Anblick des Gefährten in ihm hervorrief, der ohne mit ihnen verbunden zu sein, auf einem Wege voranschritt, auf dem jeder Fehltritt das Leben kosten konnte. Sobald der Vormann wieder mit ihnen verbunden war, stellten sich bei dem kraftlos Gewordenen die frühere Muskelkraft und die Sicherheit des Ganges wieder ein. Während beim gewöhnlichen Gehen die notwendigen nervösen Prozesse sich in mechanische verwandeln, ist bei schwierigen Aufstiegen zu jedem Schritt eine besondere Wahl und eine besondere Willenshandlung und somit ein Aufwand von Gehirnthatigkeit nötig, der sehr schnell zur völligen Erschöpfung führen kann. —

Anatomisches.

io. Ueber das Gehirn eines Schimpansen hat Taylor der Gesellschaft für medizinische Wissenschaften in Boston eine eingehende Untersuchung vorgelegt. Die Anatomie der menschenähnlichen Affen hat in der letzten Zeit viele wissenschaftliche Forschungen beschäftigt, aber sie haben sich zum größten Theile auf die Untersuchung der äußeren anatomischen Eigenthümlichkeiten in ihren großen Zügen beschränkt, während nur noch sehr wenige feinere Untersuchungen des inneren Baues vorgenommen sind. Taylor hat eine ganze Reihe von feinen Schnitten aus dem Schimpansengehirn angefertigt und auf die Unterschiede ihrer anatomischen Entwicklung von den betreffenden Theilen des menschlichen Gehirns geprüft. Besonders fiel ihm die ungewöhnlich starke Ausbildung derjenigen Gehirnteile auf, von denen die Beweglichkeit des ganzen Körpers abhängig ist. Die graue Gehirnhsubstanz hat beim Schimpansen eine eigentümliche, von den entsprechenden Verhältnissen im menschlichen Gehirn abweichende Zusammenfassung. Von den weiteren Eigenthümlichkeiten sei nur die geringe Zahl der den Gehirnknoten oder, wie es in der Wissenschaft auch heißt, die Brücke des Barolius, zusammengehenden Fasern erwähnt. Der Schlußsatz in der Abhandlung von Taylor lautet: Es kann nach unserer Untersuchung sowie nach denen, die vorausgegangen sind, keine Frage sein, daß die Ähnlichkeit zwischen dem Gehirn der menschenähnlichen Affen und dem des Menschen selbst eine der auffallendsten und bedeutungsvollsten Thatsachen ist, von denen wir Kenntnis haben. —

Humoristisches.

— **Wohlfahrt.** A.: „Denke Dir: bei Bekler's hat der Blitz ins Haus geschlagen, sie hat die Sprache und er das Gehör verloren.“
B.: „Welche grausame Ironie des Schicksals!“
A.: „Wieso meinst Du das?“
B.: „Nun hat der Mann doch gar nichts vom Schweigen seiner Frau!“ —

— **Routine.** „Ist der Schälze eigentlich ein routinierter Jäger?“
„Und ob! Der vergißt nie, den Preiszettel vom Hasen zu entfernen.“ —

— **Belehrung.** Professor (in der ländlichen Sommerfrische zu seinem kleinen Jungen): „Das Stab ist kein in sich abgeschlossener Begriff, es wächst sich vielmehr mit den Jahren zum Däsen aus.“ — („Meggend. Hum. Bl.“)

Notizen.

— **Gerhart Hauptmann** hat für sein Stück „Fuhrmann Henschel“ den Grillparzerpreis (2400 Gulden) einstimmig zugesprochen erhalten. Vor drei Jahren erhielt er den gleichen Preis schon einmal für sein „Hamlet“. —

— **Der reiche Brauer Karl Jacobsen** in Kopenhagen hat erklärt, er wolle seine Sammlung antiker Kunstwerke, die einen Werth von 8 bis 10 Millionen Mark repräsentirt, dem Staate schenken, wenn dieser ein passendes Terrain und eine Million Kronen für Aufführung eines neuen Museums zur Verfügung stelle. —

— **Ein Observatorium** wird von der ägyptischen Regierung auf den Makattam-Hügeln unweit Kairo eingerichtet. —

— **Daß ein Mensch mit nur einer Lunge** geboren worden sei, wurde unlängst als Unikum angeführt. Das stimmt nicht. Wie ein Arzt der „Frankf. Ztg.“ schreibt, sind bis jetzt 15 derartige Fälle bekannt. —

n. „Spähelente“ heißen noch heute in Nürnberg amtlich (im Verwaltungsbericht der Stadt Nürnberg für das Jahr 1896, Nürnberg 1898, S. 271) die Geheimpolitisten. —

— **Die Einwohnerzahl der Stadt Rom** hat am 1. Januar eine halbe Million erreicht. Am 20. September 1870, dem Tage des Einzugs der Italiener, betrug sie nur 226 622. —